

Meredith Russo  
Als ich Amanda wurde



*Meredith Russo* lebt mit ihrer Frau und ihren zwei Kindern in Chattanooga/Tennessee. Ihre eigenen Erfahrungen als Transfrau hat sie in ihr Debüt ›Als ich ein Mädchen wurde‹ einfließen lassen. Wie ihre Protagonistin Amanda ist auch Meredith Russo ein großer *Star Wars*-Fan und verbringt ihre Freizeit gerne mit Comics und Videospiele.

*Barbara Lehnerer* studierte Germanistik, Anglistik, Pädagogik, Psychologie und literarisches Übersetzen an den Universitäten München und Durham. Sie arbeitete als Deutsch- und Englischlehrerin in London und München, seit 1989 ist sie Autorin und Übersetzerin aus dem Englischen, Amerikanischen und Australischen.

Meredith Russo

ALS ICH  
AMANDA  
WURDE

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Barbara Lehnerer

**dtv**

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Deutsche Erstausgabe  
2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© 2016 Alloy Entertainment  
Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›If I was your girl‹,  
2016 erschienen bei Flatiron Books, New York.  
Produced by Alloy Entertainment.  
Published by arrangement with Rights People, London.  
© für die deutschsprachige Ausgabe:  
2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Umschlaggestaltung: Liz Dresner und Elaine C. Damasco  
Umschlagbild: Michael Frost  
Gesetzt aus der Life 10/14'  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71749-6

*Für Vivian und Darwin*, ohne die ich keine Mutter wäre.

*Für Juniper*, die mir mit ihren Geschichten so viele Anregungen für dieses Buch gegeben und mich in Krisenzeiten immer wieder ermutigt hat.

*Für meine Eltern*, die nicht ausgerastet sind, weil ich Kreatives Schreiben im Hauptfach studiert habe (und obendrein Frauenforschung im Nebenfach).

*Für meine weiblichen und männlichen Vorgänger und all die unbestimmten Geschlechts*, die mir meine heutigen Chancen und Freiheiten ermöglicht haben, weil sie revoltierten und kämpften, Seuchen überlebten, Freunde betrauernten und unvorstellbaren Kummer und Leid durchstanden.

*Für meine Brüder und Schwestern und all die unbestimmten Geschlechts*, weil sie jeden Tag mit innerer und äußerer Schönheit in einer Welt überleben, die weit davon entfernt ist, ihnen Sicherheit zu geben.

*Für die Jungen und Mädchen und all die unbestimmten Geschlechts*, die sich alleingelassen und ängstlich fühlen, keinen Ausweg sehen und glauben, nichts könne sich je für sie zum Besseren wenden.

*Für all die, die es nicht geschafft haben* und deren Namen wir nie vergessen werden: Rest in power!

Dieses Buch ist für euch alle.



# KAPITEL 1

Im Bus roch es nach Schimmel, Maschinenöl und Schweiß. Während wir die Vorstädte von Atlanta hinter uns ließen, wippte ich mit dem Fuß auf und ab, kaute an einer Strähne meiner inzwischen langen Haare und hörte eine kleine bohrende Stimme, die mich daran erinnerte, dass ich erst eine halbe Stunde von zu Hause entfernt war; wenn ich an der nächsten Haltestelle ausstieg und zu Fuß zurückging, konnte ich bei Sonnenuntergang wieder in meinem schönen Zimmer in Smyrna sitzen und es würde im ganzen Haus nach Moms kohlehydratreichem Essen duften. Mom würde mich in den Arm nehmen, wir würden uns vor den Fernseher hocken und irgendeine bescheuerte Realityshow ansehen, sie würde nach der Hälfte einschlafen und nichts würde sich ändern.

Aber es musste sich etwas ändern. Weil ich mich verändert hatte.

Während ich aus dem Fenster auf die schnell vorüberziehenden Bäume starrte, war ich in Gedanken auf der Damentoilette eines Einkaufszentrums in Smyrna und durch meinen Kopf wirbelten die Bilder wie in einem Kaleidoskop: Das Mädchen

aus meiner Schule und wie sie aufschrie, als sie mich erkannte. Ihr Vater, der hereinstürzte, seine schnellen, groben Hände an meinem Hals und meinen Schultern. Mein Körper, der auf dem Boden aufschlug.

»Alles okay mit dir?«, brüllte mir eine Stimme entgegen. Ich fuhr zusammen und sah einen Typen mit Ohrstöpseln, der das Kinn auf die Rückenlehne des Sitzes vor mir gestützt hatte. Er grinste schief und zog sie sich raus. »Sorry.«

»Kein Problem.«

Er starrte mich an und trommelte mit den Fingern auf die Kopfstütze. Irgendwie hatte ich das Gefühl, ich sollte mehr sagen, befürchtete aber, dass meine Stimme mich verraten würde.

»Wo geht's denn hin?« Er hing jetzt wie eine Katze über der Rückenlehne seines Sitzes, es fehlte nicht viel und seine Arme hätten meine Schienbeine gestreift. Am liebsten hätte ich mich zu einem winzig kleinen, gepanzerten Ball zusammengerollt und in meinem Gepäck verkrochen.

»Nach Lambertville«, antwortete ich leise. »Hecate County.«

»Ich fahre nach Knoxville«, sagte er und ging nahtlos dazu über, mich über Gnosis Crank, seine Band, aufzuklären. Mir war schon klar, dass er sich bloß der Form halber nach mir erkundigt hatte, damit er anschließend von sich sprechen konnte, aber es war mir egal; dann musste ich nicht so viel reden. Er erzählte mir, dass er und seine Band ihren ersten bezahlten Gig in einer Bar in Five Points hätten.

»Cool«, sagte ich.

»Die meisten unserer Songs sind online, falls du mal reinhören willst.«



»Klar.«

»Wie bist du übrigens an das blaues Auge gekommen?«

»Ich ...«

»Ist das dein Freund gewesen?«

Ich wurde rot. Er kratzte sich am Kinn. Er ging davon aus, dass ich einen Freund hatte. Dass ich ein Mädchen war. Unter anderen Umständen hätte ich mich riesig darüber gefreut.

»Nein, ich bin gestürzt.«

Sein Lächeln sah jetzt traurig aus.

»Das hat meine Mutter auch immer zu den Nachbarn gesagt. Sie hatte was Besseres verdient und das tust du auch.«

»Okay.« Ich nickte. Vielleicht hatte er recht, aber was ich verdiente und was ich vom Leben erwarten konnte, war zweierlei. »Danke.«

»Kein Problem.« Er steckte sich die Stöpsel in die Ohren, lächelte und fügte, wieder viel zu laut, hinzu: »War nett, dich kennenzulernen.« Dann setzte er sich auf seinen Platz zurück.

Während wir auf der I-75 in Richtung Norden fahren, schrieb ich Mom eine SMS, dass es mir gut ginge und ich die Hälfte der Strecke schon hinter mir hätte. Sie liebe mich, schrieb sie zurück, aber zwischen den Zeilen las ich, wie besorgt sie war. Ich stellte sie mir ganz allein in unserem Haus vor: Carrie Underwood in Endlosschleife und raunende Ventilatoren an der Zimmerdecke. Ihre mehlbestäubten Hände auf dem Küchentisch und viel zu viele Plätzchen im Ofen, denn sonst hatte sie ja immer für zwei gesorgt. Hätte ich die Stärke besessen, normal zu sein, oder zumindest die Stärke, zu sterben, wären jetzt alle glücklicher.

»Nächster Halt: Lambertville«, rief der Busfahrer mit bar-

scher, blechern klingender Stimme durch die Sprechanlage. Draußen vor den Fenstern hatte sich die Landschaft nicht die Spur verändert. Die Berge sahen aus wie vorher. Die Bäume sahen aus wie vorher. Wir hätten überall im Süden sein können, was so viel hieß wie nirgends. Die Art von Gegend, die mir für meinen Dad typisch zu sein schien.

Als der Bus mit einem Ruck hielt, zitterten meine Hände. Außer mir stand niemand auf. Der Musiker sah von seiner Zeitschrift hoch und nickte mir zu, während ich meine Sachen zusammensuchte. Ein älterer Mann mit lederner Haut und schweißbeflecktem Arbeitshemd ließ seine Augen über meinen Körper wandern, ohne Blickkontakt mit mir herzustellen. Ich sah stur geradeaus und tat, als würde ich nichts merken. Die Tür öffnete sich scheppernd, der Bus gab ein zischendes Geräusch von sich. Ich schloss die Augen und richtete flüsternd ein kurzes Stoßgebet an einen Gott, von dem ich nicht wusste, ob er mich noch anhören wollte, dann trat ich auf die Straße hinaus. Die ekelhaft dampfige Nachmittagshitze schlug mir wie eine Wand entgegen.

Ich hatte meinen Vater vor sechs Jahren zum letzten Mal gesehen und diesen Augenblick im Geist immer wieder durchgespielt. Wie ich auf ihn zulaufen und ihn umarmen würde, wie er mir einen Kuss auf die Stirn drücken und ich mich zum ersten Mal seit Langem sicher und beschützt fühlen würde.

»Bist du's?«, fragte Dad. Seine Stimme klang durch das tiefe, rumpelnde Geräusch des Busmotors gedämpft. Er trug eine Sonnenbrille mit Drahtgestell und war schon halb ergraut. Tiefe Falten hatten sich um seinen Mund gegraben. Mom hatte immer »Lachfalten« dazu gesagt, weshalb mir nicht klar war,

wie ausgerechnet er an sie gekommen war. Nur sein Mund sah noch genauso aus, wie ich ihn in Erinnerung hatte: derselbe waagerechte, dünne Strich.

»Hallo, Dad.« Die Sonnenbrille machte es mir leichter, ihn direkt anzusehen. Wir standen beide wie angewurzelt da.

»Hallo«, sagte er nach einer Weile. »Leg deine Sachen hinten rein.« Er öffnete die Heckklappe seines Kombis und stieg auf der Fahrerseite ein. Ich verstaute mein Gepäck und setzte mich neben ihn. An das Auto konnte ich mich noch erinnern; es war mindestens zehn Jahre alt, aber Dad kannte sich mit Maschinen aus. »Du musst hungrig sein.«

»Eigentlich nicht.« Ich hatte eine ganze Weile lang schon keinen Hunger mehr. Ich hatte auch schon eine ganze Weile lang nicht mehr geweint. Meist fühlte ich mich einfach wie betäubt.

»Du solltest aber etwas essen.« Er fuhr vom Parkplatz und warf mir einen Blick zu. Hinter den jetzt transparenten Brillengläsern sah ich trübe, gräulich-braune Augen. »In der Nähe meiner Wohnung ist ein Imbiss. Wenn wir gleich dort hinfahren, haben wir ihn ganz für uns allein.«

»Das wäre schön.« Dad war nie besonders gesellig gewesen, aber eine leise Stimme sagte mir, dass er nicht mit mir gesehen werden wollte. Ich atmete tief ein. »Deine Brille ist cool.«

»Ach ja?« Er zuckte mit den Achseln. »Mein Astigmatismus hat sich verschlechtert. Da hilft sie.«

»Gut, dass du was dagegen unternimmst.« Meine Stimme klang genauso hölzern und verlegen, wie ich mich fühlte. Ich sah auf meinen Schoß hinunter.

»Du hast meine Augen geerbt. Musst aufpassen.«

»Ja, Sir.«

»Wir gehen am besten bald zum Optiker. Dein Auge musst du wegen des Veilchens ohnehin ansehen lassen.«

»Ja, Sir.« Zwischen den Bäumen auf der linken Straßenseite tauchte eine Plakatwand mit der Karikatur eines Soldaten auf, der rote, weiße und blaue Funken sprühende Schüsse aus seiner Bazooka abfeuerte. GENERAL BLAMMO'S FIREWORK SHACK. Wir fuhren jetzt in der Sonne, sodass Dads Augen wieder hinter der Brille versteckt waren, aber sein Gesicht hatte einen angespannten Ausdruck angenommen, aus dem ich nicht schlau wurde. »Was hat Mom dir eigentlich gesagt?«

»Dass sie sich Sorgen um dich gemacht hat. Sie meinte, du seist an eurem Wohnort nicht mehr sicher.«

»Hat sie dir auch erzählt, was in der Zehnten passiert ist? Als ich ... im Krankenhaus war?«

Seine Fingerknöchel auf dem Lenkrad wurden weiß. Er blickte schweigend vor sich hin, während wir an einem alten Backsteinbau mit angelaufenem Kupferturm vorbeifuhren. Auf einem Schild stand NEW HOPE BAPTIST CHURCH. Im Hintergrund ragte ein Walmart empor.

»Darüber können wir später sprechen.« Er rückte die Brille zurecht und seufzte. Die Falten in seiner Haut schienen noch tiefer zu werden. Ich fragte mich, wie man in sechs Jahren so altern konnte, aber dann fiel mir ein, wie sehr auch ich mich verändert hatte.

»Tut mir leid. Ich hätte es nicht ansprechen sollen.« Ich sah auf die Tabakfarmen, die draußen vor dem Wagenfenster vorbeizogen. »Es ist nur ... weil du mich nie angerufen oder mir geschrieben hast.«

»Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. War nicht so einfach, damit klarzukommen ... mit all dem.«

»Und, kommst du jetzt besser damit klar, wo du mich gesehen hast?«

»Gib mir ein bisschen Zeit, Kleines.« Bei dem letzten, für ihn so gar nicht typischen Wort spitzte er die Lippen. »Wahrscheinlich bin ich einfach altmodisch.«

Dad fuhr jetzt langsamer und der Blinker tickte im gleichen Takt wie mein Herz. Wir hielten vor Sartoris Dinner Car, einem umfunktionierten Eisenbahnwaggon auf Betonfundament.

»Verstehe.« Ich stellte mir vor, wie ich auf Dad wirken musste, und alle negativen Eigenschaften, die ich je mit mir in Verbindung gebracht hatte, schossen mir durch den Kopf. »Aber ich heiÙe jetzt Amanda, falls du es vergessen haben solltest.«

»Okay.« Er schaltete den Motor aus, öffnete seine Tür und sagte zögernd: »Okay, Amanda. Das krieg ich hin.« Steif, wie es seine Art war – die Hände in den Hosentaschen, die Ellbogen abgewinkelt –, ging er auf die Tür des Diners zu, während mein Blick auf mein Spiegelbild im Wagenfenster fiel: ein schlaksiger Teenager mit langen braunen Haaren in Baumwollhemd und von der Busfahrt zerknitterten Shorts.

Eine Glocke läutete, als wir das leere Diner betraten, und eine schläfrig wirkende Kellnerin sah lächelnd auf. »Hallo, Mr Hardy!«

»Tag, Mary Anne«, sagte Dad mit breitem Grinsen, setzte sich an die Theke und winkte ihr zu. Mir wurde ganz seltsam zumute, als ich ihn lächeln sah. Er hatte einmal gelächelt, als

ich sieben Jahre alt gewesen war und ihm sagte, dass ich es bei der Little League versuchen wolle. Ein zweites Mal, als ich neun war und endlich einwilligte, mit ihm auf die Jagd zu gehen. An weitere Male konnte ich mich nicht erinnern. »Habe gehört, Ihre Granny hatte einen Schlaganfall. Wie kommt Ihre Familie damit klar?«

»Sie meint, im Himmel wollen sie sie nicht haben und in der Hölle hätten sie Angst davor, dass sie das Ruder übernimmt«, erwiderte das Mädchen. Sie nahm Bestellblock und Stift aus der Schürzentasche und kam auf uns zu. »Aber die Physiotherapie ist anstrengend für sie.«

»Wenn es eine schafft, dann sie«, sagte Dad. Er schob der Bedienung die Speisekarte entgegen, ohne einen Blick darauf zu werfen. »Süßtee und einen Caesar Salad mit Huhn, bitte.«

Sie nickte. »Und wen haben Sie da mitgebracht?« Sie sah in meine Richtung. Mein Blick schnellte von ihr zu Dad.

»Ich bin Amanda«, sagte ich. Sie sah mich an, als ob sie gern ein bisschen mehr erfahren hätte, aber ich wusste ja nicht, was Dad ihr über seine Familie erzählt hatte. Vielleicht hatte er gesagt, er hätte einen Sohn? Mit zittriger Hand reichte ich ihr meine Speisekarte und sagte: »Ich hätte gerne eine Waffel und eine Cola light, Ma'am, danke.«

Nach kurzem Zögern sagte Dad ein wenig stockend: »Sie ist meine Tochter.«

»Sieht auch genauso aus wie Sie!« Dad und ich warfen uns einen unbehaglichen Blick zu, während Mary Anne unsere Getränke holen ging.

»Scheint nett zu sein«, sagte ich.

»Sie ist eine gute Kellnerin.« Er nickte steif. Ich trommelte

mit den Fingern auf die Theke und wippte zerstreut mit den Füßen.

»Danke, dass ich bei dir wohnen darf«, sagte ich leise. »Das bedeutet mir viel.«

»Ist doch das Mindeste, was ich tun kann.«

Mary Anne brachte unser Essen und entschuldigte sich, um zwei ältere, weißhaarige Männer in karierten Arbeitshemden zu begrüßen.

Einer der beiden blieb stehen und fing ein Gespräch mit Dad an. Er hatte eine Knubbelnase, die von einem Spinnennetz aus violetten Adern überzogen war, und buschige Brauen, unter denen die Augen fast vollständig verschwanden. »Wer ist denn dieser kleine Sonnenschein?« Er beugte sich an Dad vorbei, um mir zuzuwinken.

»Amanda«, murmelte Dad. »Meine Tochter.«

Der Mann pfiß durch die Zähne und klopfte Dad auf die Schulter. »Na, kein Wunder, dass ich sie noch nie gesehen habe! So 'ne niedliche Tochter würd' ich auch verstecken.« Ich wurde glühend rot und beugte mich schnell über die Theke, um mein Gesicht zu verbergen. »Brauchst bloß zu sagen, wenn einer von den Jungs hier frech wird, dann kannst du mein Gewehr leihen.«

»Ich glaube nicht, dass es da ein Problem geben wird«, meinte Dad hölzern.

»Glaub's mir«, sagte der Mann zwinkernd. »Ich hab drei Töchter und von denen ist, wie sie noch jung waren, keine auch nur halb so hübsch gewesen wie deine; trotzdem war's das Einzige, was ich tun konnte, um ihnen die Burschen vom Hals zu halten.«

»Okay«, sagte Dad. »Danke für deinen Rat. Aber ich glaube, dein Kaffee wird kalt.«

Der Mann verabschiedete sich, zwinkerte mir noch mal zu und ging steifbeinig zu seinem Platz. Ich schaute angestrengt geradeaus. Aus dem Augenwinkel sah ich, dass Dad das Gleiche tat.

»Sollen wir dann mal?«

Er stand auf, ohne meine Antwort abzuwarten, und warf einen Zwanzigdollarschein neben unser erst halb verzehrtes Essen. Während wir ins Auto stiegen und vom Parkplatz fahren, sahen wir uns kein einziges Mal in die Augen.

## NOVEMBER, DREI JAHRE VORHER

Das Krankenhausbett knarzte, als Mom sich setzte und über mein Bein unter der dünnen Decke strich. Trotz der rosigen Apfelbäckchen sah ihr Lächeln eingefroren aus. Sie konnte nicht mehr viel gegessen haben, seit man mich hier aufgenommen hatte, denn ihre Kleidung war ihr viel zu weit geworden.

»Ich habe mit dem Therapeuten gesprochen.« Ihr Tonfall klang so anders als meiner, leicht und melodisch.

»Worüber?« Meine Stimme klang nach nichts, flach, tonlos und eine winzige Spur dunkler als sonst. Am liebsten hätte ich nie wieder etwas gesagt. Mein Magen krampfte sich zusammen.

»Wann du guten Gewissens entlassen werden kannst. Ich



habe ihm gesagt, dass ich mich nicht traue, dich allein zu Hause zu lassen, denn in der Arbeit kann ich mir nicht länger freinehmen. Und ich würde es nicht überleben, wenn ich heimkäme und dich wieder ...« Sie verstummte und starrte an die zartgelbe Wand.

»Und was hat er gesagt?« Ein paar Tage zuvor hatte auch ich ein Gespräch mit dem Therapeuten gehabt. Als er mich fragte, was mir fehle, schrieb ich acht Wörter auf ein Blatt Papier, denn meine Kehle war von der Magenpumpe immer noch so wund, dass mir das Sprechen schwerfiel.

»Er meinte, es gäbe Mittel und Wege, dir bei deinem Problem zu helfen.« Sie sah mich prüfend an. »Aber er wollte mir nicht sagen, was es ist.«

»Du wirst nicht wollen, dass ich nach Hause komme, wenn ich es dir sage.« Ich schlug die Augen nieder. »Dann willst du mich nie wieder sehen.« So viele zusammenhängende Worte hatte ich seit Wochen nicht mehr von mir gegeben. Meine Kehle brannte vor Anstrengung.

»Das ist unmöglich«, sagte sie. »Nichts, was Gott geschaffen hat, kann mir die Liebe zu meinem Sohn nehmen.«

Ich hob die Hand und sah auf das Patientenarmband an meinem Handgelenk, auf dem Andrew Hardy stand. Wenn ich starb, würde man den Namen Andrew auf meinen Grabstein schreiben, das wurde mir soeben klar.

»Und wenn dein Sohn dir sagen würde, dass er in Wahrheit deine Tochter ist?«

Meine Mutter schwieg. Ich dachte daran, was ich für den Therapeuten aufgeschrieben hatte. *Ich wollte, ich wäre als Mädchen auf die Welt gekommen.*

Schließlich sah sie mich an. Mochten ihre Wangen noch so rund und rosig sein, der Ausdruck in ihren Augen war jetzt unerbittlich.

»Hör zu.« Sie packte mich so fest am Bein, dass es trotz der mich benebelnden Medikamente wehtat. Aber ich hörte ihr zu.  
»Alles und *jeder* ist besser als ein toter Sohn.«

## KAPITEL 2

Lambertville High lag am Fuß eines Hügels und rund um die Zufahrt drängten sich Dutzende von Trucks und Kombis in ziemlich schlechtem Zustand. Kleine Schülergruppen hingen vor der Eingangstür herum; die Jungs betont cool, die Mädchen mit geradem Rücken und gerecktem Kinn, und alle strahlten so viel Desinteresse aneinander aus wie möglich.

Die Nacht zuvor hatte ich kaum geschlafen. Um fünf Uhr morgens gab ich es ganz auf und trank einen Nutritionalshake mit Schokogeschmack zu meinen Medikamenten: zwei Zwei-Milligramm-Östradiol-Tabletten, die winzig klein und blau waren und nach Kreide schmeckten. Sie sollten mein Äußeres femininer machen und das Testosteron ersetzen, das mein Körper jetzt nicht mehr produzieren konnte. Außerdem eine Zehn-Milligramm-Lexapro-Tablette, die rund, weiß und wachsartig war und mich beruhigen sollte.

Ich sah stur geradeaus, betrat die Schule durch die große Eingangstür und hoffte, dass der Concealer, den ich auf den inzwischen blasserem, gelblich verfärbten Überresten meines Veilchens aufgetragen hatte, seinen Zweck erfüllte. Der Boden

im Schulgebäude bestand aus einem alternierenden Muster grüner, brauner und gold gesprenkelter weißer Fliesen. Neonröhren surrten laut, gaben aber trotzdem nur ein spärliches Licht auf den Gängen ab. An den Wänden standen Vitrinen mit Pokalen für Cheerleading, Marschkapelle, Baseball und vor allem Football und mit Urkunden, die zeitlich so weit zurückreichten, dass die Hälfte der Teamfotos darauf bereits verblichen war. Auf den roten Türen der Unterrichtsräume standen verblasste Zahlen, denen ich bis Nr. 118 folgte; das war der Klassenraum, den ich mir auf meinem Stundenplan notiert hatte.

Dort saßen mehr als ein Dutzend Schüler in Dreier- oder Vierergrüppchen zusammen und unterhielten sich so laut, dass ich sie schon vom Gang aus gehört hatte. Als ich den Raum betrat, verstummten die Gespräche. Die Mädchen sahen mich an und wandten schnell den Blick ab, aber ein paar Jungen starrten mich etwas länger an als nötig.

Während ich mich nach einem freien Platz umsah, bemerkte ich, dass einer der Jungs noch immer zu mir hersah: ein großer, schlanker Typ mit dunklen, wachen Augen und gewelltem schwarzen Haar. Unsere Blicke trafen sich und mein Herz machte einen kleinen Satz. Er saß neben einem Jungen, der genauso groß wie er, aber ziemlich massig war; er hatte kurze, helle Haare und seine Nase sah aus, als ob er sie sich schon mal gebrochen hätte. Er blickte mich mit einem sarkastischen Ausdruck in den nur halb geöffneten Augen an und sagte etwas, das ich nicht verstand, worauf sein Freund feuerrot wurde.

Alles in mir schrie, dass sie es gemerkt hatten, dass der Junge